Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 23 (1936)
Heft: 9

Artikel: Drei Schweizer Ordenskirchen
Autor: Gantner, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-19935

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

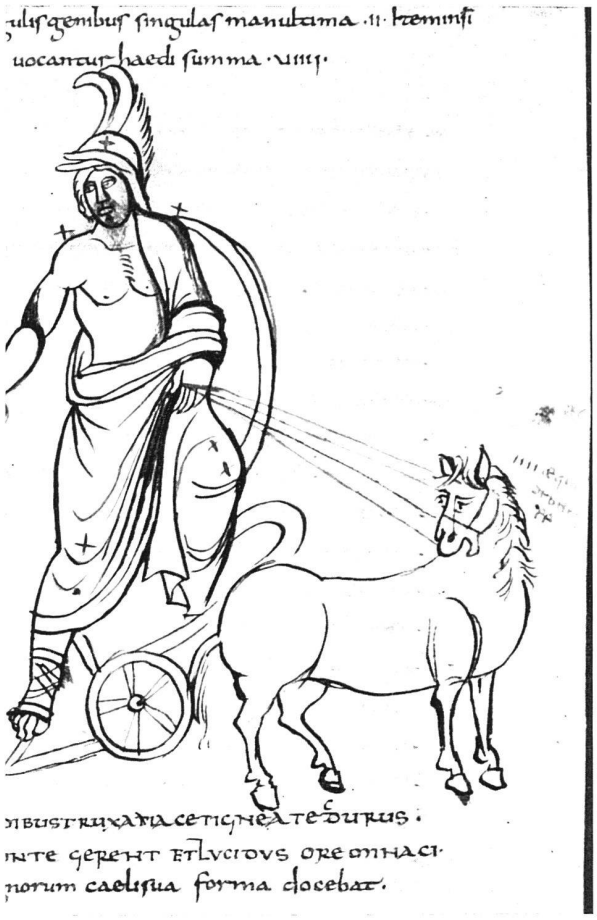
Wir erhalten auf diese Weise die geforderte Gesamtlänge der Kirche von 200 Fuss.

Ganz ähnlich wie das Schiff ist auch der Altarraum nicht so gezeichnet, wie seine Ausmasse wirklich hätten sein sollen: sie sind beide Male zu gross. Der Zeichner hat den Grundriss ganz schematisch aufgetragen und das Ergebnis sogleich durch die Beischriften ergänzt und richtiggestellt. Damit erweist sich der St. Galler Klosterplan als eine typisch frühmittelalterliche Zeichnung. Ein beinahe gleichzeitiger Künstler hat in einer in der Basler Universitätsbibliothek aufbewahrten Handschrift der Himmelserscheinungen des Aratos am Viergespann des Sternbildes des Auriga (Fuhrmanns) vier Zügel, aber nur ein Pferd gezeichnet; er fügte aber die erklärende Beischrift hinzu: «IIII aequi debent e(ss)e» (Es müssen vier solche sein). Die frühmittelalterlichen Darstellungen und also auch der St. Galler Plan vermitteln keine unmittelbare Anschauung und daher auch keinen massstäblichen Grundriss. Sie bleiben stets abstrakt, die nötige Deutung gibt der beigeschriebene Text, der oft – auch im St. Galler Plan – in Versform gehalten ist, der «Titulus».

Verkürzt man die Kirche nach der Vorschrift des Titulus, so reicht sie nur knapp über den Kreuzgang hinaus: es wird dadurch in das regelmässige Gefüge des Plans eine grosse Lücke gerissen. Seine Anordnung liess sich also in der Ausführung gar nicht beibehalten. Er ist ein reines Schema, ein «exemplum», wie das Mittelalter solche Zeichnungen genannt hat: in der Widmung an Abt Gozbert auf dem Rande des St. Galler Plans selber werden dessen Vorschriften als «exemplaria» bezeichnet.

Das schliesst nicht aus, dass der Plan als Vorlage gedient hat. In der Kirche, wo es auf eine korrekte Nachbildung ankam, sind die Hauptmasse hinzugeschrieben, aus denen sich die richtigen Proportionen ergeben. Das übrige mochte ein guter Baumeister nach Massgabe des Ortes, aber genau nach dem Programm des Plans, selbständig ausführen können.

Hans Reinhardt, Basel



Beispiel einer abgekürzten bildlichen Darstellung;
rechts vom Pferdekopf die Beischrift «IIII aequi debent esse»

Ausschnitt aus der Allegorie des Sternbildes des Fuhrmanns aus «Arati Phenomena, liber astronomie Claudii Cesaris», IX. Jahrhundert Basel, Universitätsbibliothek A. N. IV. 18 fol. 22 recto

Drei Schweizer Ordenskirchen

(Aus einem demnächst im Verlag Huber & Cie., Frauenfeld, erscheinenden ersten Band einer schweiz. Kunstgeschichte von Dr. Joseph Gantner)

Der nachfolgende Abschnitt bildet den Schluss des Kapitels über die schweizerischen Ordenskirchen der romanischen Epoche. In diesem Kapitel wird ausgeführt, wie einzelne Elemente des neuerdings wieder so sehr umstrittenen St. Galler Klosterplanes in der sogenannten «Einsiedler Gruppe» des XI. Jahrhunderts bestimmend geworden sind (quadratischer Schematismus, Querschiff ohne Chorkammern u. a.), und wie gleichzeitig in den Abteikirchen von Romainmôtier und Payerne seit etwa dem Jahre 1000 die «moderneren» cluniazensischen Formen in den Gebieten der heutigen Schweiz auftreten. Die Neuerungen Clunys betreffen vor allem die Ostpartien der Kirchen; während die zweite Anlage in Cluny (seit 981) und ihr entsprechend die Peterskirche in Hirsau drei Apsiden und zwei an die Querschiffarme angebaute Apsidiolen besassen, liegt Romainmôtier mit drei Apsiden vor dieser Stufe und Payerne mit seinen fünf gestaffelten Apsiden nach ihr. Der ursprünglich für beide Anlagen identische offene Vorhof ist in Romainmôtier in die um 1100 gebaute Vorkirche umgewandelt, in Payerne gleichzeitig zum Langhaus geschlagen worden.

I.

Die Annahme der cluniazensischen Regel durch die Mönche von Hirsau, die sich an den Namen des Abtes Wilhelm (1068—91) knüpft, hat einen der interessantesten Vorgänge in der Geschichte der Architektur eingeleitet. Zunächst wurde in Hirsau selbst die Aureliuskirche, die eben 1060 nach dem «Einsiedler Schema» durchgreifend umgebaut und 1071 neu geweiht worden war, durch Nebenchöre «cluniazensisch» ergänzt und sodann von 1082—91 der Neubau von St. Peter und Paul nach den Gewohnheiten von Cluny und aller Wahrscheinlichkeit nach mit den Hauptmassen von Cluny II errichtet. Als Wilhelm 1091 starb, da gehörten zur Kongregation schon 130 Klöster und unter ihnen Allerheili-

gen in Schaffhausen, wo schon 1087 der erst 1064 geweihte erste Bau der neuen Anlage hatte weichen müssen. So kann eine Geschichte der Kunst in der Schweiz in dem einen XI. Jahrhundert auf die Einsiedler Gruppe, auf Romainmôtier und Payerne sowie auf das hirsauische Schaffhausen hinweisen: sie hat damit allen Grund, die einzelnen Elemente gegeneinander abzuwägen.

Drei Ueberlegungen treffen hier zusammen:

1. Die siebziger Jahre, in denen die entscheidende Berührung zwischen Cluny und Hirsau stattfand, haben im cluniazensischen System eine Reihe von Neuerungen gebracht: die Wölbung der bisher flachgedeckten Kirchen, die Unterteilung des Chores durch Arkaden, die mindestens liturgisch beobachtete Auszeichnung des östlichen Langhausjoches als Chorus minor, vielleicht schon die ersten Ansätze zur Umwandlung der Atrien in Vorkirchen. Das «Schema Cluny II» stand in seinem Höhepunkt unmittelbar vor Abt Hugos Entschluss zum Bau der III. Kirche, als es für Hirsau vorbildlich wurde, und nun ist es überaus spannend zu sehen, wie das deutsche Tochterkloster das System aufnimmt und umbildet. Es lehnt die Wölbung ab. Noch mehr – Hirsau betont die durch die flachen Decken reaktivierte Waagrechte durch starke Simsbänder oberhalb der Bogenreihen, nicht anders, als wollte es gleich der karolingischen Architektur die breit gelagerten Obermauern für Freskenzyklen bereithalten. Von Anfang aber wird die Idee des «Chorus minor» ergriffen und architektonisch weiterentwickelt. In Hirsau selbst werden im Zusammenhang mit den verstärkten Pfeilern des östlichen Joches zwei Türme an der Westwand des Querschiffes mindestens geplant, und damit ist die für Hirsau typische Entwertung des Vierungsturmes eingeleitet.

2. Schon die Aufzählung dieser Einzelheiten verrät uns, dass das System von Hirsau gleich den übrigen Ordensbausystemen ein Janusgesicht trägt. Der Eindruck verstärkt sich, wenn wir die hirsauischen Grundrisse prüfen und erkennen, dass sie in einer wichtigen Disposition zur karolingischen Norm zurückkehren: Hirsau, Petersberg, Schaffhausen u. a. sind nach dem «quadratischen Schematismus» angelegt, der im Umkreis von Cluny II bezeichnenderweise trotz durchgehender quadratischer Vierung nur im normännischen Cérisy-la-Forêt auftritt, in Petersberg aber sogar mit vollen viereinhalb Langhausquadraten (gleich Konstanz) dem St. Galler Planschema folgt. Hirsau selbst hat mit vier Langhausquadraten Schaffhausen als Vorbild gedient.

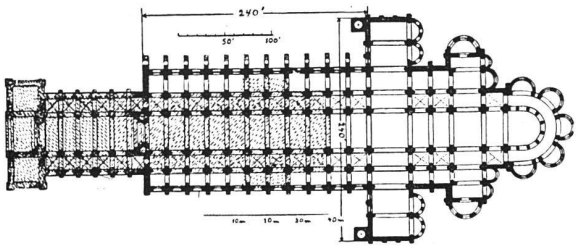
3. Der retrospektive Charakter zeigt sich weiterhin in der Ostpartie. Den fünffach gestaffelten Chorgrundriss von Cluny übernimmt Hirsau sozusagen im Augenblick seiner Entstehung, das heisst dort, wo er, gleich Anzy-le-Duc und Cérisy-la-Forêt, das äussere Kapellenpaar erst als Querschiffapsidiolen kennt, also noch nicht in der entwickelteren Form von Payerne. Auf dieser Stufe lässt Hirsau das System erstarren; die beiden Chorkapellen erhalten annähernd dieselbe Länge und denselben geraden Schluss wie das Sanktuarium, während die Apsidiolen, besonders in Schaffhausen, zu winzigen Altarstellen verkümmern.

Schaffhausen. Allerheiligenmünster, 1087—1104

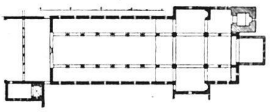
4. Endlich gibt uns dieser Vorgang zum ersten Male die Möglichkeit, auf der Grundlage klar formulierter Bauvorschriften die Differenzierung zwischen französischer und deutscher Kunst vorzunehmen. «Die Hirsauer Klöster bilden die erste eigentliche «Schule» in der deutschen Baugeschichte», meinte Dehio. Mehr noch. Dadurch, dass eine im Kern dem ganzen Abendlande vertraute mönchische Lebensweise nun genau nach dem Wortlaut ihrer burgundischen Reform nach Deutschland übernommen wurde, können wir in den Umbildungen, die sie dabei erfuhr, die künstlerischen Absichten der beiden Völker studieren. Es ist in diesem Zusammenhang interessant, dass Hirsau zunächst das offene Atrium mit Westtürmen übernahm, es in einigen Tochterkirchen – worunter wahrscheinlich Schaffhausen – als gedeckte Vorkirche weiterbildete, sehr bald aber zur alten Zweiturmfassade mit Zwischenhalle vom Typus Limburg zurückgekehrt ist. Wir sehen hier schon, indem wir die neuen Osttürme mitrechnen, die Anlagen mit vier bis fünf Türmen auftauchen, die sehr bald für die deutsche Romanik so typisch werden sollten. So bleibt schliesslich als einziges Element, in welchem Hirsau Cluny auch auf die Dauer folgt, die Ablehnung der Krypta, und hierin allerdings unterscheidet sich die Hirsauer Gruppe von der übrigen deutschen Architektur, welche die Krypta als ein wertvolles Element der räumlichen Gruppierung weiterhin bis ans Ende der Romanik entwickelt hat.

II.

In den Jahren 1078—80 hat Wilhelm von Hirsau die Würde eines Abtes von Schaffhausen bekleidet, das Kloster nach der neuen Regel reformiert und so die Voraussetzungen geschaffen für den Neubau, der 1087 unter seinem Schüler und Nachfolger Sigfrid begonnen und 1104 dem Erlöser und allen Heiligen geweiht wurde. Zum ersten Male stehen wir jetzt auch vor einer Klosteranlage, welche wenigstens in ihren Hauptzügen noch erkennbar ist, und von deren geistiger Bedeutung sich wichtige Dokumente noch erhalten haben. Der Leser möge sich einen Augenblick das gesamte Bild vergegenwärtigen: Die schöne, fast rein erhaltene Kirche, die nach einem Urbau vom Bündner Dreiapsidentyp und nach der ersten Basilika vom Einsiedler Schema schon die dritte Etappe darstellt, sodann eine Klosteranlage mit zwei Kreuzgängen, in der wir eine interessante Umbildung des St. Galler Planes erkennen werden, dazu die seltene Erhaltung der gesamten Klosterbibliothek vom Ende des XI. Jahrhunderts, die Grabsteine der Stifter aus dem Hause Nellenburg und einige Anhaltspunkte für die malerische wie plastische Tätigkeit im Kloster. So wird Schaffhausen für die Romanik von derselben Bedeutung wie Münster in Graubünden für die karolingische Zeit.



oben: Cluny III, der 1089—1131 errichtete Neubau des Abtes Hugo. In der linken Hälfte des Planes schraffiert eingetragen der Grundriss von St. Peter und Paul in Hirsau, der wahrscheinlich dem Plan von Cluny II entspricht unten: Schaffhausen, nach Vorbild Hirsau, 1087



NB. Ungefähr gleicher Maßstab!

Die heutige Situation gibt der Phantasie des Beschauers auf Schritt und Tritt die Stichworte zur Rekonstruktion eines mit den Jahrhunderten gewachsenen Stadt- und Klosterbildes an die Hand. Steigt man von dem grossen Herrenacker an dem kleinen Platz vor dem Rathaus vorbei zum Münster hinab, so erlebt man körperlich das langsame Ineinandergreifen der einzelnen Platzräume und den Uebergang von der profanen in die geistliche Sphäre. Zwar ist das einstige Atrium verloren, aber sein Platz ist noch in den Umrissen erhalten und durch seitliche Bauten eingefasst. So wirkt er im ursprünglichen Sinne als Empfangshof und bereitet uns auf den Eintritt in die Kirche vor.

Dieses Innere aber nimmt uns sogleich gefangen durch die spürbare Zucht der architektonischen Anlage und die strenge Zurückhaltung, ja den betonten Ernst aller Formen. In der Abfolge der Säulen, in den Massverhältnissen der Schiffe spürt das Auge den mathematisch errechneten Wohllaut der Proportionen. Stärker als im Konstanzer Dom, dessen gotische Gewölbe die Ruhe in Bewegung umsetzen, spricht hier das Quadrat als Mass aller Dinge, und es ist keine Frage, dass die stärkste Korrektur, die das Hirsauer Schema hier erfahren hat, die Anfügung eines zweiten etwas eingezogenen, aber gleichfalls quadratischen Sanktuariums, die Schönheit der Raumfolge steigert. So kann die in den Stützenreihen angeschlagene Bewegung hinter der Vierung in einem ungegliederten, einst farbig betonten Raumquadrat zur Ruhe kommen.

Dieser Charakter einer strengen und wohltätigen Ratio teilt sich auch dem Aeussern mit. Es ist bis auf die Vergrösserung der Fenster am Chor und an den Querschiff-Fronten intakt geblieben, hat im XIII. Jahrhundert, als schon die Kraft des Systems zu verblassen begann, den Turm erhalten, der mit seinen leicht einspringenden Geschossen und der rhythmischen Steigerung ihrer Dekoration nach oben hin den interessantesten und reichsten romanischen Turmbau unseres an romanischen Türmen so reichen Landes darstellt.

Ueberblicken wir noch einmal kurz die drei Anlagen, die auf dem Boden der heutigen Schweiz der cluniazensischen Reform ihre Gestalt verdanken, so werden wir feststellen, dass sie ihren historischen Platz an drei überaus interessanten Punkten der Entwicklung haben. Der Urbau von Romainmôtier und wohl auch derjenige von Payerne sind allererste Formulierungen des frühcluniazensischen Gedankens, Schaffhausen als unmittelbarer Niederschlag von Hirsau die «deutsche» Formulierung der Stufe von Cluny II, und während die Chorpartie von Payerne typologisch über den II. Bau von Cluny hinausführt, sprechen sich im Langhaus von Payerne und in der Vorkirche von Romainmôtier schon die Einflüsse der grossen Neuerungen des Abtes Hugo aus.

Zur gleichen Zeit aber, als in Cluny der III. Bau langsam voranschritt und sich mit jedem neuen Joch mehr und mehr von der alten Regula entfernte, entstand unweit nördlich in demselben Burgund der Orden, der in wenigen Jahren schon Clunys Erbe antreten sollte: Citeaux. Als 1131 Cluny III endlich in Glanz und Pracht vollendet war, da hatten die Zisterzienser schon ihre ersten Tochterkirchen erbaut, und in der zweiten Filiation war soeben, 1123, die älteste Zisterzienserkirche der Schweiz, Bonmont, gegründet worden. *J. Gantner*